

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Des Lahrer hinkenden Boten neuer historischer Kalender für den Bürger und Landmann

Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1814-1994

Ein amerikanisches Duell

urn:nbn:de:bsz:31-62031

er an dem Billetschalter vorbei. Was war für ihn ein Billetschalter! Er wunderte sich überhaupt, daß es noch Billetschalter gab.

Eben fuhr der Zug in die Bahnhofshalle ein. „Conducteur! Aufmachen!“ rief Herr Vermuth, und legte seine Hand auf den Griff der ersten Wagenklasse. „Dort ist die dritte Klasse, mein Herr“, bemerkte der Schaffner.

„Erste Klasse, habe ich gesagt“, schrie Herr Vermuth und das Blut stieg ihm in's Gesicht.

„Ah“, sagte der Conducteur entschuldigend, indem er die Wagenthüre zur ersten Klasse öffnete, „ich glaube, weil Sie gestern dritte Klasse gefahren sind. Ich habe Sie gleich wieder erkannt. Billet natürlich?“

„Rundreisehut“, brummte Herr Vermuth und warf sich in die rothsammetnen Polster.

Der Schaffner schloß die Thüre, denn eben bewegte sich der Zug zur Abfahrt.

In Denzlingen nahm der Schaffner die Billetrevision vor.

„Mein Herr, Ihr Billet.“

„Rundreisehut.“

„Ihr Billet, mein Herr“, sagte der Schaffner noch einmal.

„Rundreisehut! Sind Sie denn taub?“ schrie der glückliche Besitzer dieser Kopfbedeckung.

„Mein Herr, ich bitte, ich bin preßtet“, wiederholte dringend der Schaffner.

Jetzt nahm Herr Vermuth seinen Hut ab und hielt ihn dem Conducteur unter die Nase.

„Mein Herr“, rief dieser unwillig, „ich glaube, Sie treiben Ihren Spott mit mir. Was soll ich mit dem schmierigen Dedel? Ihr Billet oder . . .“

Jetzt wurde auch Herr Vermuth zornig. „In's Ruckuck's Namen, jetzt revidiren Sie endlich einmal meinen Rundreisehut! Wie lange soll ich noch warten?“

„Haben Sie ein Billet, oder nicht?“

„Nein, ich habe keines. Einen Rundreisehut habe ich!“

„Rundreisehut? Dummes Zeug! Ihr Billet, oder Sie müssen hinaus!“

„Was?“ schrie Herr Vermuth roth vor Zorn, „Sie wollen ein Conducteur sein und kennen nicht einmal die Rundreisehüte — diesen neuesten großen Gedanken der Verkehrsanstalt?“

Der Schaffner sah den dicken Herrn ängstlich an, ob der Mann nicht verrückt sei.

„Und erst gestern haben Sie meinen Rundreisehut, diesen nämlichen Rundreisehut revidirt und für gut befunden?“

„Wer, ich?“ schrie der Conducteur.

„Ja, Sie“, schrie Herr Vermuth noch stärker. „Der Herr neben mir in der dritten Klasse hat Ihnen statt eines Billets diesen Hut hingestreckt, und Sie haben gesagt: Gut, mein Herr, Alles in Ordnung.“

Jetzt ging dem Conducteur ein Licht auf. „Freilich, freilich“, lachte er, „ich erinnere mich; das coupirte Billet war an das Hutfutter angeheftet, es machen's Viele so, und da war's freilich in Ordnung.“

„A — an das Hutfutter?“ flammelte Herr Vermuth mit kreideweisem Gesichte. „A — und, a — also — gibt es keine Ru — rundreisehüte?“

„Nein“, lachte der Schaffner, „die gibt es nicht, und wenn der Ihnen aufgehenkt worden ist, so sind Sie ange-schwindelt worden.“

„Sechs Napoleons und mein neuer Cylinder!“ seufzte Herr Vermuth und sank in die Kissen zurück und zwei große, dicke Thränen zogen zwei Furchen über seine blassen Wangen.

„In Emmendingen können Sie aussteigen und ein Billet nehmen. Bis Emmendingen müssen Sie nachbezahlen“, sagte der Conducteur lachend und flüchtete einen Wagen weiter.

Herr Vermuth betrachtete seinen Hut mit thränenden Augen. „Sechs Napoleons für dieses Stück schmutzigen Filz! Der Schuft, der Glende, der — der —“ Herr Vermuth brachte keine Worte mehr aus der Kehle, es brohte ihn zu ersticken. Grimmig warf er den Hut auf den Boden und tanzte auf ihm einen wüthenden Fandango. —

In Emmendingen stürzte er an das Schalter, um sich ein Billet dritter Klasse nach Mannheim zu kaufen, dann warf er sich in die Wagenecke, um his Mannheim über den neuesten großen Gedanken der Verkehrsanstalt — die Rundreisehüte — zu brüten.



Um bis Mannheim über die Rundreise-Hüte zu brüten.

Ein amerikanisches Duell.



Die Deutsche haben unter anderen Narheiten auch die Duelle. Sie gehören eigentlich zu unseren nationalen Eigenthümlichkeiten, und sind in allen Schichten der Gesellschaft vertreten. Die Bauern duelliren sich mit Stuhlbeinen, die sie an der Kirchweibe einander auf den Köpfen zerschlagen, aus keinem andern Grunde, als weil man sich seit Menschengedenken an der Kirchweibe geprügelt hat. Die Studenten duelliren sich mit Schlägern und krummen Säbeln, weil sie zu einander sagen sie seien „bumme Jungen“, oder weil einer dem andern ein leeres Bierglas hinhält und sagt: „Es kommt dir nichts.“ Die Offiziere duelliren sich mit Degen und Pistolen, weil sie doch etwas treiben möchten in Friedenszeiten, und die Civilisten duelliren sich mit allen möglichen Mordinstrumenten, weil es ganz in der Ordnung ist, daß, wenn du von einem guten Freunde eine Ohrfeige erhältst, der gute Freund dich dazu auch noch todtschießt. Deine Ohrfeige hast du und behältst du zwar und todtschossen bist du auch, aber deine Ehre ist gerettet, wie die Leute sagen, und das muß dir noch unter dem Boden ungeheuer vieles Vergnügen machen.

Daß eine so schätzbare Gewohnheit wie das Duell nicht auf den engen Kreis von Deutschland oder von Europa beschränkt werden konnte, ist begreiflich, und in der That schwamm es auch bei erster Gelegenheit über den

großen Ocean nach Amerika, wo es mit großer Herzlichkeit aufgenommen wurde. Das hatte den Amerikanern gerade noch gefehlt und in ihrer Herzensfreudigkeit hegten und pfliegten sie den lebenswürdigen Gast, daß es ihm bald heimisch bei ihnen wurde, daß er sich immer breiter machte, immer paßiger auftrat und endlich und geradezu als Bandit bei ihnen umherholzte. Die Amerikaner hatten das Duell nach ihrer Weise verehrt und zum Morde gemacht. Allerdings nicht zu einem gewöhnlichen Morde, wo einer den andern einfach todtschlägt, sondern zu einem Morde mit Umständen, sie machten den Teufelsbraten noch mit einer durch raffinierte Grausamkeit gewürzten Brühe schmachhafter. So z. B. schlossen sich die beiden Duellanten, jeder mit einem Messer oder einem Revolver, oder mit beiden zugleich, in einem dunkeln Zimmer ein, wo sie sich nicht sehen, sondern nur greifen konnten, und stachen oder schossen aufeinander los. Oder sie wülfelten miteinander und wer den niedersten Pash hatte, mußte sich eine Kugel vor den Kopf schießen, sobald es ber-

Andere haben wollte; in einer Stunde, in einem Jahre, in 10 Jahren, es fand ganz im Belieben des glücklichen Würflers. Und es gab auch in der That Schurken, die das Todesurtheil sprachen, und Narren, die es an sich vollzogen. Aber auch das war den Amerikanern bald nicht mehr pikant genug, man sprach kaum mehr davon in den Zeitungen, und — Alles muß fortschreiten in dieser Welt — auch in diesem Fache machten sie neue Erfindungen. Einen solchen Fortschritt zeigt denn auch eine vor Kurzem in New-York vorgekommene Duellgeschichte, die selbst in Amerika ungeheureres Aufsehen erregte und die gegenwärtig noch in Aller Mund ist. Ein Amerikaner, ein guter Freund vom Hinkenden, hat sie diesem selbst erzählt:

In einem eleganten Kaffeehause der Broadway-Street in New-York saßen an einem grünen Tische zwei elegante junge Männer — augenscheinlich aus der bessern Gesellschaft — jeder einen Haufen Gold vor sich, und spielten Biquet. Ein Kreis von Zuschauern hatte sich um den Spieltisch versammelt, denn das Spiel wurde hoch und hitzig getrieben.

„Heut' lächelt dir das Glück Henry“, sagte der eine Spieler und mischte die Karten. „Fünf Hundert Dollars das nächste Spiel.“

„Ich halte sie“, sagte der Herr Henry und ordnete sein Spiel. „Eine Sert in Schippen und vierzehn Ruben macht Neunzig. — Armer Junge.“ Und der Herr Henry strich das Geld ein.

„God dam!“ murmelte der Andere, der sich Frederik nannte, „deine Glücksgöttin ist eine unverschämte Dirne. Quitte ou double!“

„Du wirst hitzig, Frederik! Doch meinestwegen. Tausend oder Nichts!“

Und wieder wurden die Karten gemischt und gegeben. Frederiks Hand zitterte ein wenig, als er seine fünf

Karten aufnahm. Doch jetzt lächelte er. Fünf Blatt. Vierzehn Könige, und Quartmajor in Herz.“

„Die Könige gut. Sechs Blatt, Sert in Kreuz, macht zwei und zwanzig, Quart in Schippen, macht sechs und zwanzig, und ich spiele aus; sieben, acht, neun und zwanzig, sechzig — zwei und sechzig. Ho, ho, ho, armer Frederik! Du hast heute Unglück. Wir wollen's gut sein lassen. Ein anderes Mal.“

Herr Frederik war blutroth geworden und biß in die Unterlippe. „Nichts von ein anderes Mal! Jetzt, jetzt!“ stieß er mit heiserer Stimme hervor. „Tausend gegen Tausend!“ und mit von Aufregung bebenden Händen hob er den Haufen Gold in die Mitte des Tisches.

„Frederik, du bist außer dir!“ „Tausend gegen Tausend! Willst du oder willst du nicht? Ha, du bist feige.“

Henry zuckte die Achseln und ein leises Lächeln spielte um seine Mundwinkel. Er mischte die Karten.

Frederik schaute mit glühenden Augen auf diese feine, mit Ringen bedeckte Hand, welche mit ungemeiner Gewandtheit die Karten durch einander warf.

Die Karte war gegeben. Frederik hatte abermals verloren.

Ganz außer Fassung sprang er von seinem Stuhle auf und schrie: „Eine Volte! Er hat eine Volte geschlagen!“

„Du bist ein Narr, Frederik! Besinne dich!“

„Ein Betrüger, ein Schuft, ein falscher Spieler!“ brüllte Herr Frederik, warf den Tisch um, daß ein Goldregen auf den Boden rollte, und mit einem Sage über den gefallen Tisch hinweg war er an seinem Gegner und taßte ihn am Halse. Die Umstehenden rissen den Wüthenden zurück: — „Pfiui, Frederik!“ — „Schäme dich, Frederik!“ — und drängten ihn in ein Seitenkabinett.

Henry hand ruhig mit unterschlagenen Armen, aber bleich wie der Tod und ein gespenstisches Lächeln verzerrte seinen Mund.

„Ein Wort mit Euch, Narr“, sagte er zu einem jungen Manne aus der Gesellschaft, sagte ihn unter dem Arme und verließ mit ihm den Saal.

Die Bedingungen des Duells, das an dem gleichen Abende noch ausgefochten werden sollte, oder vielmehr mit dem an dem gleichen Abende noch begonnen werden sollte, waren von den beiderseitigen Sekundanten festgesetzt. Diese Bedingungen aber waren grauenvoll.

Es war bestimmt worden, daß der Kampf mit Messern ausgefochten werden solle, d. h. — nur mit einem Messer, denn der Angriff sollte im Schlafe geschehen und derjenige, welcher zuerst vom Schlafe befallen werde, sollte von dem noch Wachenden niedergestochen werden. Demgemäß sollten die beiden Duellanten in einem Zimmer eingeschlossen werden, reichlich mit Speise und Trank und allen sonstigen Bedürfnissen versehen, und keiner solle dem Andern irgendetwas „zu Leibe leben.“ Die Sekundanten, ein Arzt und mehrere Freunde sollten in einem



„Du bist ein Betrüger, ein Schuft, ein falscher Spieler!“

Borzimmer des Ausganges harrten. — Und so saßen denn in einem elegant meublirten Zimmer des Hotels die beiden jungen Männer, vor wenigen Stunden noch die innigsten Freunde, jetzt jeder auf den Moment lauernd, wo der Andere, von Müdigkeit überwältigt, einschlafen werde, um ihm das Messer in's Herz zu stoßen. Das Zimmer war ein Bild der Eleganz und Behaglichkeit; weiche Teppiche bedeckten seinen Boden, kostbare Gemälde schmückten seine Wände, schwellende Divans luden zu behaglicher Ruhe ein, in der Mitte des Zimmers stand ein Tisch, beladen mit köstlichen Speisen, rothen und weißen Weinen, und das Alles strahlte im Glanze eines Duzend Gaslichter — kurz es war ein Ort, so recht zum Leben und zum Genießen. Daß es ein Ort zu Mord und Sterben sei, ließ nur ein unheimlicher Gegenstand ahnen, der an die Wand gestellt war, ein schwarzbehängener kleiner Tisch und auf ihm ein grinsender Todtenschädel und ein Messer mit sechs Zoll langer im Gaslicht funkelnder Klinge. —

Es war bereits 10 Uhr. Herr Frederik lag auf dem einen Sopha, ließ die Füße über die Lehne herunterhängen und summte eine Operarie. Herr Henry schritt mit krauser Stirne und geschränkten Armen auf dem türkischen Teppich auf und nieder. Von draußen her hörte man von Zeit zu Zeit Gläser klingen und Gelächter. Es waren die Sekundanten und Zeugen. Sie tranken, schwatzten und lachten. Viele Wetten wurden gemacht, auf Frederik und auf Henry. Auf Henry standen die Einfache am höchsten.

Mitternacht war längst vorüber. Noch immer summte Frederik seine Operarien, noch immer schritt Henry auf und nieder.

„Höre einmal, Henry“, sagte Frederik und brachte sich in eine sitzende Stellung, „die Geschichte fängt an verdammt langweilig zu werden. Verspürst du noch keinen Schlaf?“

„Nein“, brummte der andere und setzte seinen Spaziergang fort.

„Daß einer von uns dem andern den Hals abschneidet“, schwatzte Frederik weiter, „ist eine abgemachte Sache. Warum soll uns aber das hindern, uns einander vorher die Zeit zu vertreiben?“

„Mir gleich“, erwiderte Henry und blieb stehen, einen finstern Blick auf seinen Gegner werfend. „Schwätze du, ich höre zu.“

„Nur — was doch nur gleich. Richtig. Gehe ich dir das Lebenslicht ausblase, Henry, möchte ich doch wissen, ob du mich wirklich betrogen hast. Hast du die Volte geschlagen oder nicht?“

„Nein, ich habe sie nicht geschlagen, auf Ehre.“

„Alle Teufel“, rief der andere und stellt sich auf seine Füße, „Gott verdamme mich, dann ist's ja eine pure Dummheit, die wir da vorhaben? Ich dachte . . .“

„Du mußt sterben!“ rief Henry grimmig und erhob die Hand. „Du hast mich einen Schurken genannt — du mußt sterben und wenn du mein lieblicher Bruder wärest.“

„Meinet halben“, sagte Frederik leichtfertig, und warf sich wieder auf das Sopha, „mir kann's gleich sein. Mache dein Testament, Freund, denn du mußt wissen, ich bin wie eine Raube, ich gehe am liebsten bei Nacht auf Raub aus, ich schlafe nicht. Dort ist Tinte, Feder und Papier, mache dein Testament. Armer Henry.“

Henry fürzte ein Glas Rothwein hinunter, dann ging er, als wolle er den Rath seines Gegners befolgen, wirklich an den mit Schreibmaterial versehenen Sekretär und fing emsig an zu schreiben. Frederik lächelte. „Henry, willst du mir einen Gefallen thun? Bitte, wenn du dein Testament gemacht hast, drehe den Gasbahnen zu, das Licht blendet mich.“

Henry blickte von seiner Schreiberei auf: „Du bist ein Narr, Frederik; ich mag nicht im Finstern sein.“

„Aber ich“, erwiderte dieser heftig, „es ist Nacht, ich will dunkel haben, ich habe das Recht dazu.“

„So mögen die Schiedsrichter entscheiden“, grollte Henry und zog die Schelle. Unter der Thüre erschien ein junger Mann mit weingeröthetem Gesichte. Der Fall wurde ihm vorgetragen. Er zog sich zurück um nach 5 Minuten wieder zu erscheinen und den Bescheid zu bringen, daß die Schiedsrichter beschlossen haben, das Gas muß gelöscht werden.

„Das ist dein sicherer Tod, Frederik, nun kenne ich kein Erbarmen“, murmelte Henry und schloß den Hahnen der Gasröhre.

Purpurne Finsterniß herrschte in dem Gemache, man hörte nur das Ticken einer Wanduhr und den gleichmäßigen Schritt des auf- und abgehenden Henry.

Jetzt glüht von dem Divan her ein feuriger Punkt durch die Dunkelheit und der Duft einer Havanna erküllte das Zimmer.

„Ich glaube du rauchst, Frederik?“

„Warum soll ich nicht rauchen, Henry?“ schallte die Antwort von dem Divan her. „Ausgezeichnete Cigarre. Darf ich dir eine anbieten?“

„Du sollst nicht rauchen, weil ich es nicht ertragen kann. Der Cigarrenrauch betäubt mich.“

„Desto besser“, lachte es von dem Sopha her, „so wird die Geschichte bald zu Ende gehen.“

„Deine Cigarren gegen mein Gaslicht, die Richter sollen entscheiden.“

Und wieder wurde das Schiedsgericht angerufen und entschied, daß nicht geraucht werden dürfe.

Frederik warf die Cigarre zornig auf den Teppich und setzte den Fuß darauf.

„Das sollst du mir büßen — — meine herrliche Cigarre — jetzt bist du geliefert.“

Von der andern Seite tönte als Antwort ein heiseres Lachen.

Die Morgensonne stieg über New-York auf und schaute über die Dächer der Broadway-Street in das Zimmer, ob die Narren von gestern noch da seien.

Sie waren noch da.

Frederik begrüßte die Morgensonne mit einem leichten Gähnen, Henry hatte geröthete Augen, die unheimlich strahlten in seinem blaffen Gesichte. Ein Strahl der Sonne fiel auf das Messer neben dem Todtenkopfe, daß es blitzte.

Henry wusch sich die brennenden Augen, dann setzte er sich an den Tisch und nahm ein Glas Wein und den Flügel eines Huhns.

„Guten Morgen, Henry“, rief Frederik spöttisch von seinem Sopha aus. „Du hast Appetit, wie ich sehe? Lasse dir's schmecken, armer Schelm, 's ist ja doch dein Henkersmahl.“

Die Sonne stieg höher und höher. Von Stunde zu Stunde öffnete sich die Thüre und ein Mann warf einen Blick in das Zimmer, lautlos, ernst, dann schloß sich die Thüre wieder.

Frederik hatte sich vom Sopha erhoben, und wandelte jetzt seinerseits auf dem Teppiche auf und nieder. Sein Gesicht war blaß, seine Züge schlaff, noch lächelt er, wenn aber bei seinem Rundgang sein Auge auf das Messer fiel, dann ging ein leises Zittern durch seinen Körper.

Henry hatte sich auf einen Armstuhl geworfen und starrte finstern vor sich hin; von Zeit zu Zeit nahm er einen kleinen Schluck Wein.

Drei Uhr. Die Mittagszeit war gekommen.

„Frederik“, sagte Henry in weichem Tone, „deine Augen sind schwer — schwerer als die meinen — deine Füße wanken, du mußt sterben, du weißt's. Aber wir sind Freunde gewesen bis heute, lasse uns unsere letzte Mahlzeit zusammen nehmen.“

Sie setzten sich. Sie aßen. Frederik quoll der Bissen im Munde. Von Zeit zu Zeit schreckte er zusammen.

Henry füllte die Gläser. "Thue mir Bescheid."

"Ich trinke nicht, der Wein macht mir Schwindel!"

"Deine Mary, deine Braut! Ein Schurke, der nicht auf das Wohl seiner Braut trinkt!"

Frederik trank.

"Deine Mutter! Auf das Wohl deiner Mutter!"

"O meine Mutter!" sagte Frederik und trank. Dann warf er sein Glas zur Erde: "Kein Tropfen mehr",

fiel er und sank in seinen Stuhl zurück.

Henry stürzte Glas für Glas hinunter, seine Augen brannten in unheimlichem Feuer und ein häßliches Grinsen verzerrte sein Gesicht.

Und Stunde um Stunde verrann; die Nacht war wieder hereingebrochen; die Gaslichter wurden angezündet. Jetzt protestirte keiner mehr gegen das blendende Licht — und zwei Gestalten wandten in dem Zimmer auf und ab. Frederik wandt wie ein Rohr im Winde, er greift nach den Wänden, um sich zu halten. Henry schleppt sich mühsam auf und nieder; von Zeit zu Zeit benehete er seine glühenden Augen mit Wasser.

Draußen im Vorzimmer hört man wieder Geräusch. Die Zeugen sind wieder versammelt. Sie wissen, daß das Schreckliche Drama seinem Ende naht.

Noch eine Stunde. Die Gegner sitzen wieder am Tische. Aber sie essen nicht, sie trinken nicht. Mit weit aufgerissenen, glühenden Augen starren sie sich an.

Von Zeit zu Zeit läßt einer den Kopf auf die Brust sinken, dann fährt er wieder auf in jähem Schreien.

Jetzt, jetzt — noch einmal schreckt Frederik in die Höhe, dann — "o meine Mutter!" murmelt er — und sinkt zurück.

Der Schlaf hat ihn übermannt. Auch Henry sind die Augen zugefallen. Er schüttelt sich und mit einer gewaltigen Anstrengung reißt er sie wieder auf, um im nächsten Augenblick sie wieder zu schließen. Noch einmal heben sich seine Augenlider. Groß und bewusstlos starren diese Augen auf den schlafenden Gegner. Jetzt erbellt sie ein Strahl des Bewußtseins, Henry hat erkannt, daß sein Gegner schlafe. Mühsam erhebt er sich von seinem Stuhle, die Knie brechen ihm, aber an dem Tische sich haltend, schleppt er sich nach dem Orte, wo das Messer liegt. Jetzt hat er es erreicht, jetzt faßt seine Hand den Griff, ein Blitz von Energie belebt seine gelähmten Glieder — jetzt — jetzt —

Draußen im Borgemache sahen die Zeugen um einen Tisch. Die lärmende Lustigkeit der vorigen Nacht war von ihnen gewichen. Sie sahen still und bleich, der Wein vor ihnen stand unberührt. Sie ahnten, daß jeden Augenblick die Katastrophe eintreten könne. Sie lauschten. Jetzt hört man drinnen ein Geräusch wie von einem fallenden Stuhle, einen Augenblick Stille, dann einen Schrei

und ein Gepolter. Alle sprangen von den Stühlen auf, sie wußten, jetzt war es geschehen.

Sie rissen die Thüre auf und stürzten in das Zimmer.

Der Anblick, der sich ihnen hier bot, war gräßlich. Frederik lag quer über einen umgestülzten Armstuhl rücklings auf dem Boden, halb bedeckt von dem umgestülzten Tische, dessen Speisen in dem ganzen Zimmer zerstreut lagen. Aus einer Wunde an der Stirne rieselte das Blut, sein ganzer Körper war mit Blut bedeckt und eine Lache Blut benehete den Teppich.

Henry, das geröthete Messer in der Hand, lag neben seinem Opfer mit dem Gesichte auf dem Boden; auch er war mit Blut übergossen.

Die Männer schauderten.

Ihre Füße quatschten in der unheimlichen rothen Flüssigkeit. Man zog die Unglücklichen unter den Trümmern von Tellern, Schüsseln und Flaschen hervor und legte sie auf die Divans.

Mit Henry beschäftigte man sich nur einen Augenblick, sein Herz schlug, sein Athem ging regelmäßig; zudem, er hatte das Messer in der Hand, er war ja der Sieger; er schief oder lag in Ohnmacht. Man ließ ihn liegen und bemühte sich angelegentlich um den unglücklichen Frederik.

"Reißt ihm die Kleider herunter", befahl der Doktor. "Sein Herz schlägt noch, und zwar — sehr kräftig! Die Wunde an der Stirne ist unbedeutend, eine Schmarre von einem Scherben."

Der Doktor setzte seine Untersuchung fort und immer bedenklicher schüttelte er den Kopf. "Sonderbar, ich finde keine Wunde, und er athmet regelmäßig, wie ein schlafendes Kind."

Jetzt rief der Unglückliche einen Seufzer aus und ein eigenenthümlicher Ton drang aus seinem Munde.

"D Gott", rief Herr William, sein bester Freund, "eben ist er im Verscheiden, er röchelt schon."

"Nein", rief der Doktor lachend, "er schnarcht! Den beiden fehlt nichts als 12 Stunden Schlaf, dann sind sie wieder so gesund, wie jeder von uns."

"Aber das Blut!" rief Herr William.

"Ist eher ein Burgunder als Blutgeruch; 's ist her verschüttete Rothwein, in dem er sich gebadet."

"Und das Messer in Henry's Hand?"

"Den hat der Schlaf niedergeworfen, ehe er den Todesstoß führen konnte."

Und der Doktor hatte Recht. So war es. Die beiden Duellanten schnarchten 12 Stunden lang und am nächsten Tage konnte man sie verbohnt Arm in Arm auf der Promenade sehen, wo sie von ihren Freunden mit einem Hurrah empfangen wurden.

Das war einmal ein vernünftiges amerikanisches Duell, sagt der Hinfende und wünscht, daß es allgemein eingeführt werde.



Henry, das geröthete Messer in der Hand, lag neben seinem Opfer mit dem Gesichte auf dem Boden.

Vertical text on the right edge of the page, likely from an adjacent page or a marginal note.